

Die kulturelle Bedeutung der Volkshochschule

Autor(en): **Küffer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wert wäre. Geleitet von der Ueberzeugung, daß das Zusammenleben und -arbeiten in einer Familie die besten Bedingungen schafft für die Erziehung zum Leben in der Volksgemeinschaft, machte ich während der letzten Sommerferien den Versuch, einige junge Männer in die Familie aufzunehmen (vom 24. Juli bis 1. August in Sigriswil). Es sollte kein Kurs werden, ich wollte nur ganz einfach mit ihnen eine Woche lang zusammenleben und mit ihnen gemeinsam suchen, was Jeremias Gotthelf uns und unserer Zeit zu sagen hat. „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland,“ dieses Gotthelf-Wort war mein Leitgedanke, und deshalb nannte ich den Versuch „Jeremias Gotthelf-Woche“. Vier junge Männer aus verschiedenen Landesgegenden, aus verschiedenen Berufsarten, mit verschiedenen Anlagen und Charaktereigenschaften fanden sich bereit, ihre wenigen Ferientage zu solch gemeinsamer geistiger Arbeit zu benutzen. Die Vormittage widmeten wir der Lektüre von Gotthelf (wir lasen den „Bauernspiegel“), an den Nachmittagen zogen wir aus zu Männern, die in Sigriswil und Umgebung wohnen und bei denen wir Auskunft über Land und Leute und Antwort auf manche Frage des geistigen und des leiblichen Lebens erhielten, und an den Abenden feierte man bei Gesang und Geplauder gemütlichen Abendsitz. Den Höhepunkt und zugleich den Schluß der Woche bildete eine öffentliche „Jeremias Gotthelf-Feier“ in der Kirche. Herr Prof. Otto von Greyerz sprach zuerst über das Leben und Schaffen des großen Volkserziehers und -schriftstellers und las dann den „Sonntag des Großvaters“ vor. Es war eine Feier, wie sie auf die Initiative von Georg Küffer die „Volkshochschule Bern“ unter dem Namen „Volksfeierabend“ schon

mehrmals veranstaltet hat, nur verzichtete ich der besondern Verhältnisse wegen auf die Beiwörtchen „Volks“ und „Abend“ und wählte lieber eine Bezeichnung, die zugleich über die zu erwartenden Darbietungen aufklärte.

Schnell war die Woche und damit die Zeit, Erfahrungen zu sammeln, vorbei. Sie reichte nicht aus zur nötigen Vertiefung und Verarbeitung, man konnte nur aufnehmen. Die Zeit zu finden zur Verinnerlichung und vollständigen Besitzergreifung mußte jedem einzelnen für spätere Zeiten überlassen werden.

Und doch hoffe ich, solche Wochen, seien es nun Gotthelf-Wochen oder Pestalozzi-, Gottfried Keller-, Spitteler-, Zwingli-Wochen usw., können viel Gutes wirken, wenn sie einmal in größerer Zahl besser ausgebaut und mit mehr Erfahrung durchgeführt werden. Ich stelle mir vor, sie könnten auch vorbereiten oder wenigstens anregen zum Besuch eines längeren Volkshochschulkurses. Durfte ich doch auch die Freude erleben, daß zwei junge Männer, die letztes Jahr in meiner und andern Gruppen der bernischen Volkshochschulgemeinde mitarbeiteten, nun diesen Sommer bei Fritz Wartenweiler im „Rufbaum“ zu Frauenfeld weilen und dort mit großer Begeisterung schaffen und genießen.

Zum Schlusse möchte ich es aber doch noch einmal aussprechen, daß es bei allen genannten Versuchen nicht auf die äußere Organisation, nicht auf den behandelten Stoff und nicht auf die Propaganda, die dafür gemacht wird, ankommt, sondern auf das, was der Volkshochschulvorsteher Poollen zu Wartenweiler sagte, als dieser ihm seinen Entschluß mitteilte, es mit der Volkserziehungsarbeit in der Schweiz versuchen zu wollen (siehe „Aufbau“ Nr. 39). Er sagte: „Ja, Wartenweiler, aber dann muß es Ernst sein.“

Die kulturelle Bedeutung der Volkshochschule.

Von Georg Küffer, Bern.

Das Wort Volkshochschule erweckt zunächst hierzulande unrichtige Vorstellungen, insofern wir gewöhnt sind, bei Hochschule gleich an unsere wissenschaft-

lichen Anstalten zu denken, und da sie nicht volkstümlich sind, befremdet die seltsame und kontrastierende Zusammenstellung „Volks“= und „Hochschule“. Der

Name ist von Dänemark übernommen, wo nur eine Universität besteht und daneben ein ganzer Kranz von Volkshochschulen, die ihrem Wesen nach nicht in Verbindung mit jener gebracht werden dürfen. Universitätskreise fürchten, durch die Volkshochschule werde die Wissenschaft verflacht; Volkskreise befürchten, sie wolle einen das Volk nicht ansprechenden gelehrten Zug ins Volksleben tragen — beide haben den Sinn der Volkshochschulbewegung gründlich mißverstanden. Je klarer die Volkshochschule ihren Aufgabekreis nach allen Richtungen hin abgrenzt, umso einheitlicher werden sich die Zusammenscharen, die von ihrer Notwendigkeit überzeugt, ihr Wesen erfasst haben und von ihrer Mission begeistert sind. Es fehlt nicht an Vorschlägen, die neue Bildungsbewegung (denn um eine solche handelt es sich) mit einem treffenden Namen zu bezeichnen. So ist in Württemberg der Name „Erwachsenen-Schule“ aufgekommen. Die vorgeschlagene Bezeichnung „Arbeiter-schulen“ ist zu eng und hat nur eine Volksschicht im Auge, während es sich für uns um eine Angelegenheit des ganzen Volkes handelt. Der Vorschlag fiel, die jetzigen öffentlichen Schulen in „Kinderschulen“ umzutauften und den Namen Volksschulen für die Art anzuwenden, die man jetzt Volkshochschulen nennt. Die Einbürgerung einer Institution, die ihres Ursprungs wegen an eine Bezeichnung geknüpft ist, die bei uns nicht zutreffende Vorstellungsreihen auslöst, erfordert eine klare Umschreibung ihres Aufgabekreises, bis sie im Volksbewußtsein Wurzel gefaßt hat.

Der Gedanke, Volkshochschulen zu gründen, ist bei uns in manchen Köpfen, ganz unabhängig voneinander, entsprungen. Er ergab sich aus der Notwendigkeit und war zur Durchführung reif. Zwar wird gegenwärtig unter dem oft bestehenden Titel manches in Szene gesetzt, das mit der Zeit wieder verschwinden dürfte. Einige sind ratlos, welche Gestalt das Gebilde annehmen muß, ob es eine Fachschule mit erweitertem Arbeitsplan, ob es den Charakter einer Parteischule erhalten soll. Doch lebt ein anderer Geist in der Bewegung.

Ein Volk bildet eine Kulturgemein-

schaft. In einfachen, ursprünglichen Verhältnissen nimmt das ganze Volk am Kulturleben teil. Das Volk ist Kulturträger und Kulturgehalter. Es gab Zeiten, wo die Volksseele unvergeßliche Blüten trieb, in Sage und Lied, in Bauart und Handwerk, in Brauch, Tracht — in der ganzen Lebenshaltung. Unsere Zeit ist innerlich arm: Differenzierung, Mechanisierung, Materialisierung! Alle Arbeitsgebiete haben sich so verästelt, denken wir nur an die Spezialisierung im wissenschaftlichen Bereich und Getriebe, so daß schließlich alles auf Fertigkeit hinausläuft, statt auf zusammenfassende innere Durchdringung. Die ziellose Neufindung wissenschaftlicher Kleinarbeit mutet an, als ob unzählige Steinmeißel unermüdetlich geschäftig wären, Steine herbeizuschaffen und zu behauen — für einen Bau, den niemand kennt und für den kein Plan da ist. Und wenn die Universitäten abseits des Lebens stehen und für ihre Kreise ihre Schätze öffnen und hüten — und von den Studenten die Bildung doch nicht um ihrer selbst, sondern zur Erlangung einer Stellung gepflegt wird — so gehen ganze Volksschichten an den Gütern der Kultur vorbei, als ob sie nicht beständen — ja bis jetzt ist ihnen nicht einmal die Möglichkeit geboten, sich planmäßig Bildung anzueignen, und ihre Kräfte liegen für die Kulturgegestaltung brach.

Die Aufgabe der Volkshochschule kann nicht sein, die Universitäten auf breiterer Grundlage nachzuahmen, sondern sie möchte fürs Leben fruchtbar gestalten, was die Forscher erarbeiteten; im Herzen des Volkes müssen die Gestalten der Dichter, die Töne der Musiker, die Weltanschauungsgebäude der Denker lebendig sein; dafür litten sie — nicht zur Unterhaltung der Aestheten. Nach dieser Richtung handelt es sich um eine wahrhaftige „Sozialisierung des Geistes“. Andererseits gilt es, die Massen dem geistigen Leben wieder zu gewinnen, welchem sie durch die Entwicklung der Technik entfremdet wurden. Ja, sie werden sich das geistige Leben erobern, und ihre Kräfte werden kulturgehaltend an der Formung der Lebensgestaltung arbeiten. Es handelt sich um einen Kulturvorgang, viel-



Fritz Gilfi, St. Gallen.

Der heilige Franziskus. Delgemälde.

leicht um einen langen Prozeß, um die Umformung des geistigen Lebens, das seine Träger nicht nur in akademischen Kreisen, sondern in den besten Kräften des gesamten Volkes haben soll. Die Volkshochschule will, daß wirklich das gesamte Volk eine ausgeprägte Kultur-gemeinschaft darstelle.

Die Sonnenblume.

Nur ein Märchen.

Von Heinrich Trüb, Zürich.

Der greise Gärtner mußte das kleine Blumenbeet vergessen haben. Es lag auch im fernsten Winkel des weiten Parkes. Nun strotzte es vor Unkraut und war doch früher das verhätscheltste Flecklein Erde gewesen, auf dem sich nur die vornehmsten Blumen begegneten. Elfenbeinblasse Narzissen, übermütig-bunte Tulipanen, brokatene Stiefmütterchen und stolz-goldene Sonnenblumen hatten ehrgeizig gewetteifert an Größe, Farbe und Duft. Denn ein strenges Gesetz war über sie alle verhängt gewesen: Wer nur ein bißchen lebensmüde oder träge war und nicht sein Wertvollstes aus sich hervorzauberte, wanderte unerbittlich auf den Rehrichthausen. Dafür hatte hier die Schönheit und die Vollkommenheit eine Weihstätte gefunden. — Die Menschen hätten sich dies merken und nachahmen können; aber sie sind so menschlich beschränkt, daß sie nie daran denken.

Nun war also das prunkvolle Blumenbeet eine ganz gewöhnliche Wildnis geworden. Überall wucherten engbrüstige Grashalme und säuerlich lächelnde Sauerfleefamilien. Alles kunterbunt durcheinander wie in einer Anarchie. Einen treuen Hüter der Ordnung gab's jetzt nicht mehr, und da nichts zu fürchten war, mißbrauchte jeder seine schrankenlose Freiheit. Eine zügellose Selbstsucht war das einzige, das sich entwickeln konnte. Es herrschte endloser Krieg aller gegen alle, in dem — wie immer — die Stärksten und Rücksichtslosesten Sieger blieben. So verhungerten zu allererst die schwachen Stiefmütterchen, obschon sie von herzlich wenig Sonne hätten leben können; dann die Narzissen — und schließlich das bessere Unkraut selbst. Die gemeinsten Grasarten aber und die sauersten Sauerflees gewannen die Oberhand, schwammen im Ueberfluß und stanken vor Hochmut. Sie saßen so un-

kultiviert auf diesem feudalen Humus wie Bettelbuben auf einem Königsthron. Nachdem sie sich gegenseitig kampfbereit gemessen hatten, wurden sie anhängliche Freunde. Eine besondere Zuneigung empfanden sie zwar zueinander keineswegs; aber die Ausichtslosigkeit auf ein gänzliches Niederkriegen und das augenblickliche Schwächegefühl veranlaßte sie, Frieden zu schließen. Sie verbündeten sich und verteilten ehr- und redlich das fremde Land.

Damit wäre nun alles erledigt gewesen, wenn nicht eine Sonnenblume aus dem verschwundenen glücklichen Blumenzeitalter übrig geblieben wäre. Sie hatte alle Kriegslisten zuschanden gemacht und schien auch für die modernste Strategie unbesiegbar zu sein. Diesen Ruhm mußte sie zwar ihren persönlichen Eigenschaften und ihrer ausgezeichneten Stellung zugute halten. Denn sie wurzelte gerade in der Mitte des rechtlos gewordenen Beetes, war zweimal so groß wie ein ausgewachsener Mensch, hatte einen Stengel wie ein wackeres Obstbäumchen und trug eine Riesenblume, hinter der sich bequem vier Mädchengesichte hätten verbergen können. Die beiden Sieger aber — die Grashalme und die Sauerflees — empfanden sie mit der gleichen Unlust, wie einen Dorn im Auge, da sie ihren vollen Triumph schmälerte; und sie hinterfannen sich beinahe, wie dieses „ancien régime“ am besten zu beseitigen wäre. Dies Schmähwort hatte ein dürrer Strohalm ausgeheckt, der das Französische bevorzugte, weil er einst von einer welschen Gouvernante angespuckt worden war.

Aber die Sonnenblume thronte so königlich-fern über allem Gemeinen, daß sie gar nichts mehr merkte von den Angriffen und das niedere Gefindel nicht einmal beachtete. Sie starrte voll Sehnsucht in das